

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 91 (1965)
Heft: 16

Rubrik: Limmat Spritzer

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

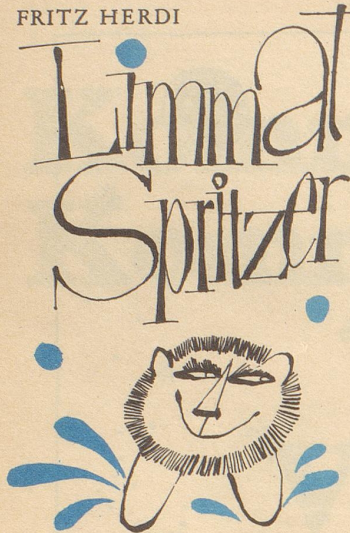
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



ZÜRICH SO . . .

Literatur über Zürich gibt es genug. Aber all zu wenig erfährt man über des Zürchers schlichten Alltag etwa zur Zeit unserer Eltern, allenfalls Großeltern: je nach Jahrgang des Lesers. Und das ist schade. Immerhin, da war Max Schreck, und was er aus seiner Jugendzeit zu berichten wußte, war oft fesselnd. Aber er ist viel zu früh gestorben. Und dann gibt es den Heiri Gysler. Unzählige Lokalfeuilletons hat er geschrieben. Kürzlich gab er im Eigenverlag unter dem Titel «Einst in Zürich» eine Anzahl dieser Artikel in Buchform heraus.

Gysler ist nicht der Journalist, der sich mit politischen Debatten und städtischen Kunstleben auseinandersetzt. Für ihn ist, wenn er schreibt, Zürich einfach die Stadt, in der er aufwuchs, in der er seine Streiche spielte, in der er an Buben-schlachten von Quartier zu Quartier teilnahm. Schreiben war ursprünglich ohnehin nicht sein Beruf. Er war im Glaserhandwerk tätig und ist, wenn ihn jeweils das Reisefieber packte, nordwärts auf die Walz gegangen.

Sein Schreibstil ist schmucklos, ohne eine Spur von Raffinement oder literarischem Ehrgeiz. Ich glaube, das ist nicht wichtig. Entscheidender ist, daß man aus Gyslers Schilderungen Wissenswertes und Anheimelndes über das Leben eines aus wenig begütertem Kreise stammenden Zürchers erfährt. Mich persönlich interessiert zum Beispiel die Geschichte der Zürcher Verkehrsmisere weit weniger als der Bericht Gyslers über die Geißen-

bauern vom Zürichberg, dem heutigen Dividendenhügel, die seinerzeit mit ihren meckernden Ziegen und einem Schäferhund stadtwärts zogen; am Straßenrand standen Leute mit Gläsern oder Milchkübeln, und der Geißenhalter setzte sich auf offener Straße auf Dreibein und molk das gewünschte Quantum Milch aus einer seiner Ziegen.

Da war etwa auch der Coiffeur Carl Ost am Zeltweg. Haarschneiden kostete damals – Heiri Gysler hat 1889 als Zweitklässler erstmals an einem Knabenschießen teilgenommen, ist heute also Mittachziger – 30 Rappen; der Autor vergißt selten zu erwähnen, was man seinerzeit bezahlte, etwa 200 Franken Jahreszins für eine Vierzimmerwohnung in Außersihl, 18 Rappen für einen Liter Kuhmilch, drei Franken für einen Doppelzentner Kartoffeln. Item, der Carl Ost legte schließlich das Schabmesser weg und leitete das Café Ost, das vor Jahren dem Kunsthausrestaurant beim «Pfauen» weichen mußte, jahrzehntelang letzte Tankstation der Studenten war, die auf dem Heimweg spähend zu jubeln pflegten: «Juhui, ex oriente lux!» Auf deutsch: «Im «Oeschli» häts na Liecht!»

Gewiß, um 1890 wurde in Zürich schon telefoniert. Aber die Abonnentenliste war so klein, daß man der Telefonistin, die man damals noch etwa mit dem Satz «Händer scho Znüni gha?» begrüßte, nicht die gewünschte Nummer, sondern bloß den Namen des Abonnenten mitzuteilen brauchte. Die Spettfrau wirft heute nicht selten mit Pouletknochen um sich; aber zu Gyslers Zeit war die Esserei für Minderbemittelte eine ziemlich eintönige Sache mit viel Makkaroni, Kartoffeln, Mais, selten einmal Fleisch, aber dafür mit enorm viel Kaffee und mit «Wäglegere» für Salat – wie «Chrottepösche» in Botanischbüchsen nach zielstrebigem Suchen heimgebracht – als Zichorienersatz.

Hausierer gab es noch in rauen Mengen. Da kam einer mit Eierkräften. Besonders markante Persönlichkeiten waren das mit «Fägsand» hausierende Ehepaar, das irgendwo in einer Bretterbude am Stadtrand hauste, im gleichen Zimmer kochte, wohnte, schlief und auf Baustellen gesammelte Sandsteinbrocken zerklopfte und zerrieb. Namentlich in Hinterhöfen tauchten vorwiegend Versehrte aus dem deutschfranzösischen Kriege auf, denen ihr Heimatstaat bestenfalls mit einem magern Beitrag zu einer oft auf ein altes Kinderwagen-gestell bugsierten Drehorgel verholfen hatte. Sie kurbelten ihr meist aus sechs Stücken bestehendes Repertoire – darunter das Parade-pferd «O du lieber Augustin» – herunter, bis die Zürcher in Papier eingewickelte Münzen auf den Hof hinunterwarfen.

Gysler hat auch die sogenannten Panduren nicht vergessen, die Ek-

kensteher etwa beim Central, die wohl Gelegenheitsarbeiten annahmen, sofern sie nicht mehr als anderthalb Stunden Zeit beanspruchten. Sie trugen besseren Leuten den Christbaum vom Markt heim, besorgten etwa Botengänge. Aber wenn im Niederdorf Holzbürdeli über Seilrollen in die Estriche hinaufgezogen waren, machten sich die Burschen dünn; das war ihnen schon zu streng. Und da waren auch ihre Schnapspinten, in denen der Betrieb teilweise schon um vier Uhr morgens losging, da war Naglers Volksküche, wo etwa Euter und Kuttelstücke serviert wurden und wo etwa auch die Laternenanzünder anzutreffen waren.

Apropos arbeiten: Während die einen möglichst wenig krampften, mühten sich andere noch um die Jahrhundertwende zünftig ab. Im Spezereilädeli, wo Brot und Petroleum friedlich nebeneinander hausten, gab es oft kaum Feierabend; der Coiffeur arbeitete sogar noch am Sonntagmorgen, und auf den Baustellen war ein Arbeitspensum von dreizehn Stunden täglich das Uebliche. Uebrigens gab es damals – man muß das wegen der modernen Diskussionen um Fremdarbeiterunterkünfte vielleicht doch erwähnen – viele italienische Arbeiter, die etwa eine Vierzimmerwohnung besaßen, drei Zimmer aber mit Matratzen und Wolldecken an rund zwanzig Landsleute als Schlafstellen vermieteten.

Mit der Hygiene stand es noch nicht so bäumig wie heute. Ein geflügeltes Wort von damals: «Floh uf de Hand bringt Glück allerhand, Floh uf em Gnick bringt Mißgeschick.» Das Ochsen-system war auch noch nicht erfunden. Primitive Kübelwagen, oft mit vorgespannten Rossen, zogen bimmelnd durch die Gassen, und unter Schülern war der feierliche Kehrichtabfuhrspruch verbreitet: «Unter Glockengeläute kommen sie in die Stadt; Männer, Frauen und Kinder bringen ihnen schweigend ihre Gaben dar und ziehen sich scheu wieder in ihre Gemächer zurück.» Der eine und andere überhörte das Güsselwagengebimmel und schüttete dann nachts den Inhalt seines Kübels fröhlich in die Limmat.

Es gab Rößlitram und Panoptikum, die Plattengarten-Wirtschaft mit den ersten «Völkerschauen», darunter echten Indianergruppen, die zur Schundliteratur von damals, den Indianerheftli, eine herrliche Illustration waren. Es gab Wäscheschiffe für Frauen in der damals recht belebten Limmat. Und finanzknappe Buben wie Heiri Gysler mußten sich ihr Taschengeld verdienen, indem sie nachmittags den Kegelbub machten, Knochen sammelten für die alte Steinfels-Fabrik, Roßbollen zusammenwischten und Gartenbesitzern verkauften. Der Pferdeapfel gehörte damals noch zum Alltäglichen, genau so wie offenbar Visitenkarten von Kühen; jedenfalls

pflegte man nach Gysler den Finger zwecks Heilung eines Umlaufs in einen frischen Kuhfladen zu stecken ...

. . . UND SO

Soeben hat auch der glänzende Allround-Journalist Viktor Zwicky, seit mehr als 50 Jahren für den Zürcher Tages-Anzeiger tätig, unter dem Titel «So war es damals» die Erinnerungen an einen Bruchteil dessen, was er in Zürich erlebte, in Broschürenform herausgegeben. Zwicky ist der ungeheuer vielseitige Reporter, wie man ihn heute nur noch ausnahmsweise findet, stets auf Pikett, überall dabei, wo Neues und Spannendes sich tut.

Nein, von Petrollampen, Quartierausrufen mit Bimmelglocken und Armeleuten-Kaffee ist bei ihm weniger die Schreibe. Stattdessen war er etwa dabei, als 1902 120 vom Straßenstaub graugepuderte Autorennfahrer am Wettfahren Paris-Wien durch Zürich knatterten, hat selber zehn Töffs und fünfzehn Autos besessen, unzählige getestet. Er erlebte und beschrieb die ersten Schauliegen in Dübendorf, die silbernen Zigarren oder Zeppeline, Walter Mittelholzer, der in 4500 Metern Höhe das Steuer losließ und mit seiner Kamera unbekümmert zu filmen begann, eine Notlandung zusammen mit Stadtrat Häberlin, der, ursprünglich Arzt und 1920 gewählt, offenbar als Vater zürcherischer Sauberkeit eine Sauberheitskampagne in Zürchs Straßen durchführte, Abfallkörbe und Tafeln «Nicht auf den Boden spucken» anbringen ließ. Selbstverständlich war Zwicky dabei, als Piccard – 70 000 Personen schauten zu – aufstieg bis in eine Höhe von 16940 Metern, dabei, als Operettenrezensent in einer Epoche, wo Solisten und Chor in unsicheren Zeiten sich dem – Bau- und Holzarbeiterverband anschlossen, der 1917 die Geschicke des Stadttheaters leitete.

Zwicky setzte sich für Fußballberichte ein, als diese bei den Redaktoren noch nicht als hoffähig galten, berichtete über Variété und Kabarett, als Leute, von Sabrenno hypnotisiert, mit Wonne rohe Kartoffeln verschlangen. Er notierte, daß im Konzertsaal der Tonhalle ein Stummfilm, Thema Autorennen, gezeigt wurde, zwei zwischen Orgel und Leinwand auf dem Podium aufgebockte Motorräder den «Motorenlärm» dazu lieferten. Er interviewte Richard Tauber, Henny Porten, aber auch die Adele Sandrock mit den Feldwebelmanieren, welche vor Jahrzehnten die Zürcher rühmte, aber zum Reporter sagte: «Nur ist es für Fußgänger in Zürich lebensgefährlich, Sie haben ja viel zu wenig Schutzleute ...»